



Katholisch-Theologische Fakultät

Theologische Grundlagenforschung
(Fundamentaltheologie)
Institut für Systematische Theologie und Ethik
Schenkenstraße 8-10
A- 1010 Wien

T Sekretariat+43 (1) 4277-303 01
F Sekretariat+43 (1) 4277-93 08
theologische.grundlagenforschung@univie.ac.at
<http://www.univie.ac.at/fundamentaltheologie/>

Gutachten

Wien, 2. April 2019

Merziye Cicek Sahbaz Wemmer, „Apokalypse ohne Apokalypse“. *Zu einem Denken der Verantwortung und der Erfahrung des Gespenstischen bei Jacques Derrida*, Wien 2019.

Sahbaz Wemmer (folgend S.) widmet sich in ihrer Arbeit den Diskursen über das Ende, womit nicht nur okzidentale Denktraditionen, sondern auch aktuelle medial vermittelte Verkündungen des Endes und Endzeitrhetoriken angesprochen sind. S. nennt hierfür als Beispiele die Proklamation des Endes der Arbeit durch die moderne Technik, das angebliche Ende der Demokratie in der Türkei (nach den Wahlen 2018), genannt werden aber auch apokalyptische Denktraditionen, die die okzidentale Philosophiegeschichte durchziehen. Ein wichtiger Einsatzpunkt der Arbeit ist die Einsicht, dass diese apokalyptischen Diskurse, die ein definitives Ende verkünden, eine verschleiernde Wirkung haben, weil sie „für unser ethisch-politisches Leben äußerst bedeutsame Voraussetzungen, Selbstwidersprüchlichkeiten und letztendliche Konsequenzen überdecken“ (S. 11). Die Autorin setzt mit der Einsicht ein, dass jene Diskurse, die sich die Verkündung eines definitiven Endes aneignen, eine homogenisierende, totalisierende und ausschließende Funktion aufweisen. Sie stellt damit infrage, ob in diesen Diskursen ein angemessenes Denken der Zukunft möglich ist und fordert mit Derrida die Dekonstruktion dieser scheinbar homogenen Redeweisen ein. Die These der Arbeit lautet vor dem Hintergrund dieser kritischen Sichtung, dass Derridas Philosophie ein Denken der Zukunft eröffnet, das bedeutsame Voraussetzungen, Selbstwidersprüchlichkeiten und Konsequenzen unseres ethisch-politischen Lebens nicht verdeckt, sondern sichtbar macht (vgl. S. 12).

Beginnend mit dem Hauptteil vollzieht die Arbeit eine Abstraktion von konkreten Diskursen über das Ende einzelner Phänomene und konzentriert sich darauf, anhand der Philosophie Derridas den Diskurs über das Ende auf mehreren grundsätzlichen Ebenen zu verfolgen: auf Ebene der Philosophiegeschichte (konzentriert auf Kant), auf Ebene von Derridas Werk selbst und auf Ebene des Apokalyptischen anhand der Interpretation der Offenbarung des Johannes durch Derrida.

Bemerkenswert ist dabei vor allem, dass S. es vermag, das Werk Derridas als eine facettenreiche und sehr subtile Auseinandersetzung mit dem Thema des Endes zu lesen. Am Beginn der Arbeit wird deshalb aufgezeigt, dass bereits die frühen Werke von Derrida (Grammatologie, Die Schrift und die Differenz, Die Stimme und das Phänomen) nicht – wie eine oberflächliche Lektüre vermuten könnte – auf das Ende der Metaphysik abzielen, sondern ein komplexes Verständnis der Schließung (clôture) und davon untrennbaren Entgrenzung (outré-clôture) der Metaphysik entfalten. Von diesem Einstiegspunkt aus gelingt es der Autorin, das breite Werk Derridas unter einem spezifischen Gesichtspunkt in den Blick zu

nehmen und als ein Denken an den Grenzen und Rändern der Philosophie darzustellen. Die weiteren Kapitel des Hauptteils konzentrieren sich vor allem auf Vorträge Derridas, die jeweils auch als Antwortversuche desselben auf unterschiedliche Anfragen und Vorwürfe an sein Denken kontextualisiert werden. Die Arbeit kann unter diesem Gesichtspunkt auch als eine Einführung in die Dekonstruktion nach Derrida unter dem Vorzeichen eines antwortenden Denkens gelesen werden.

Das erste von drei Kapiteln des Hauptteils widmet sich ganz einer tiefgehenden Lektüre von Derridas Vortrag Von einem neuerdings erhobenen apokalyptischen Ton in der Philosophie. S. bearbeitet nicht nur die Kantische Schrift (Von einem neuerdings erhobenen vornehmen Ton in der Philosophie), auf die sich Derridas Vortrag bezieht, sondern auch die damalige Debatte Kants mit Johann Georg Schlosser. Auf diese Weise zeigt S. auf, dass die Debatte um das Ende der Philosophie so alt ist wie die Philosophie selbst und dass darin eine Grundlage für die Aufstellung von hierarchischen Oppositionen zwischen der Philosophie und ihrem anderen besteht. In diesen Oppositionen ist zugleich nach S. eine Heterogenität gegeben, die für ein Denken der Zukunft ein unverzichtbares, positives Kriterium ist.

In dem Unterkapitel „Heimgesucht von einem ausgeschlossenen Unzulässigen“ wird auf luzide Weise aufgezeigt, wie der Ausschluss des anderen der Philosophie auf die Philosophie selbst zurückwirkt. Vorwiegend anhand von Derridas Préjugés arbeitet S. detailliert heraus, dass die (moralphilosophisch durch die Autonomie gerechtfertigte) Unbegründbarkeit des moralischen Gesetzes auf eine Leerstelle im Kantischen Denken verweist, der sich die Literatur in einer anderen Sprache und mit einer anderen Stimme annähert. Durch die Engführung mit Kafkas Vor dem Gesetz wird in Kants Philosophie selbst ein anderer Ton vernehmbar in dem Moment, indem sie mit den Fragen nach dem Ort des Gesetzes, der Stimme der Vernunft und der Singularität „vor“ der Universalität des Gesetzes konfrontiert wird. Eines der wichtigsten Ergebnisse hierbei ist, dass es das „Gesetz des Gesetzes“ ist, dass die reine Moral keine Geschichte haben kann (S. 43) und dass ihr auf Ebene der Erzählung eine Erzählung ohne Erzählung (Kafka) entspricht. In Zurückweisung des Vorwurfs, dass Derrida die Grenze zwischen Literatur und Philosophie verwische, argumentiert S. vielmehr unter dem Stichwort des Parasitären, dass der Stimme der aufklärerischen Philosophie in den Dimensionen der Fiktion und der Einbildungskraft immer die Möglichkeit einer anderen Stimme eingeschrieben ist (S. 53), die sie nicht ausschließen kann ohne sich selbst zu verunmöglichen.

Gegen Ende des ersten Kapitels des Hauptteils werden die in Derridas Auseinandersetzung mit Kant gewonnenen Momente schrittweise als Forderungen an ein transformiertes Verständnis der Aufklärung übersetzt. Hierbei geht es nie um eine naive Kritik der Aufklärung, sondern darum, die in der Stimme der Aufklärung selbst wahrgenommene Heterogenität zu bewahren. Wichtig hierfür ist die Forderung, die Aufklärung nicht in ihrer totalisierenden Dimension eines definitiven Endes jeder apokalyptischen Rede zu verstehen, sondern sie selbst als eine „lichtmetaphernreiche Transformation apokalyptischer Haltung“ (S. 55) zu lesen. Die wichtigsten Punkte hierzu sind einerseits, dass an das Pluraletantum des französischen *les lumières* (Aufklärung) erinnert wird (S. 60), andererseits, dass Derridas Kritik an der teleologischen Rationalität bei Kant und Husserl ernstgenommen wird. Gegen eine rein kalkulierende Teleologie und gegen alle Immunisierungstendenzen der Vernunft wird unter dem Stichwort des Ereignisses ein Verständnis der kommenden Aufklärung entwickelt, die einer nicht kalkulierbaren Zukunft, konkret der Singularität und der Heterogenität verpflichtet bleibt (S. 68).

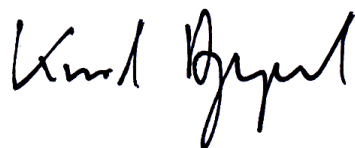
Am Schluss des ersten und längsten Kapitels erfolgt ein Übergang von der Auseinandersetzung mit Kant hin zu einer Auseinandersetzung mit dem Apokalyptischen auf einer anderen Ebene. Mit Derridas Interpretation des apokalyptischen Tons in der Offenbarung des Johannes setzt sich die Arbeit endgültig von einem Verständnis der Apokalypse als einem totalisierenden Ende ab. S. zeigt im Anschluss an Derrida auf, dass die apokalyptische Struktur jedes Sprechens dort hörbar wird, wo es zu einer Verstimmung bzw. zu einer nicht mehr reduzierbaren Vielstimmigkeit und Heterogenität im Sprechen kommt, die jede fixe Zuordnung zu einem angebbaren Sprecher und Empfänger unterlaufen (vgl. S. 73). Die Interpretation gewinnt hierbei vor allem auch dadurch an Gewicht und Originalität, dass es der Autorin gelingt, ausgehend von der beschriebenen apokalyptischen Struktur des Sprechens die

Grundzüge von Derridas Auffassung von Sprache, Kommunikation und Schrift zu deuten. Das Thema der Apokalypse eröffnet damit einen unkonventionellen Zugang zu weiterreichenden Derridianischen Gedanken wie der Iterabilität, oder der *différance* aus einer ganz konkreten Perspektive heraus (I.4.1-1.4.3).

Das erste große Kapitel der Arbeit zeigt in großer Breite die vielfältigen Dimensionen des apokalyptischen Tons auf, der als Struktur jeden Sprechens interpretiert wird und der jeden Diskurs über das Ende auf das Hören einer anderen nicht anzueignenden Stimme verpflichtet. Das zweite Kapitel setzt dazu an, die Konsequenzen dieser Einsicht für das Verständnis ethischer Verantwortung zu ziehen. Die Notwendigkeit, auf den singulären Anspruch einer anderen Stimme, die dem eigenen Diskurs vorhergeht, im eigenen Diskurs zu antworten und diesen zugleich zu bezeugen, setzt die Reflexion auf Derridas Verständnis von Verantwortung in Gang. Unverzichtbar für das von S. entfaltete Verständnis von Dekonstruktion ist in diesem Kontext auch die Beachtung dessen, dass Verantwortung nie abtrennbar ist von der Affirmation einer nicht-dekonstruierbaren, vorgängigen Spur des Anderen im eignen Sprechen (vgl. S. 94). Vor allem unter Bezugnahme auf Derridas *Wie nicht sprechen?* wird diese Dimension unter großer Aufmerksamkeit für seine performative Bezeugung in Derridas Sprechen und Schreiben selbst nachgezeichnet. Wichtig ist es der Autorin, hierbei herauszuarbeiten, dass Verantwortung nach Derrida sich nicht zuletzt dadurch von einer traditionellen Ethik unterscheidet, dass sie über bereits vorgegebene Antwortmöglichkeiten hinausgeht und deshalb im strengen Sinn nur als unmögliche Verantwortung möglich ist. Dabei wird weder einem Fatalismus noch einer Beliebigkeit das Wort geredet, sondern vielmehr – wie S. es ausdrückt – erkannt, dass unsere Verantwortung darin besteht, verantwortlich damit umzugehen, „was verantwortlich zu sein heißt“ (S. 100). Die Betonung des nicht im Vorhinein entscheidbaren „Wie“ der Verantwortung bei gleichzeitigem Antworten-Müssen führt die Reflexion auf den Ereignis-Charakter der Verantwortung, in welchem jede vorgegebene Möglichkeit immer wieder vom Unmöglichen heimgesucht wird (S. 106).

Im dritten und letzten Kapitel „Die Erfahrung des Gespenstischen“ wird die Ereignis-Struktur, die auf Ebene der Sprache und der Verantwortung entfaltet wurde nochmals mit besonderem Gewicht auf die Erfahrung des Ereignisses bedacht. Eine wichtige Rolle spielt hierbei die Rückkehr zum Thema der Apokalypse, wobei das in der Arbeit gewonnene Ereignis-Denken nun anhand der bekannten und der Arbeit den Titel gebenden Formulierung Derridas „Apokalypse ohne Apokalypse“ konsequent weitergeführt wird. Dieses nachträgliche Sprechen von der Apokalypse ohne Apokalypse, das jede Logik des Identischen sprengt (S. 123), schafft Raum für das Erscheinen eines nicht-repräsentierbaren anderen Sinns in diesem Sprechen. Zugleich wird dieses Sprechen durch die Apokalypse ohne Apokalypse in eine Anachronie zu sich selbst versetzt oder wie S. schreibt: „Die Apokalypse ohne Apokalypse, die sich in einer Art Anachronie ihrer selbst befindet, und dadurch eine Identitätsstörung erlebt [...]“ (S. 120). Die anachronistische Struktur der Apokalypse wird von S. in ihrem Zusammenhang mit Derridas Verwendung des Messianischen gelesen. Dieses wird zugleich klar vom Utopischen unterschieden und die Überlegungen werden dadurch auf ihre konkrete politische Dringlichkeit rückgebunden (vgl. S. 128f.). Vor diesem Hintergrund wird das Motiv des Gespenstischen, in dem Derrida eine Vielzahl von Diskursen akkumuliert, von der Autorin am Schluss der Arbeit vor allem dahingehend gelesen, dass in ihm die ereignishaftige Ungleichzeitigkeit in Erscheinung treten muss bzw. dass eine beunruhigende Abwesenheit anwesend sein muss. S. formuliert dieses Moment treffend als einen „Nicht-Gegenstand“ bzw. als Anwesendes ohne Anwesenheit (S. 133f.), das keinem etablierten Wissen untersteht und die gängigen Unterscheidungen von Realem und nicht Realem, Leben und nicht Leben durcheinanderbringt. Im Zusammenhang mit Derridas Verständnis des Erbes, das ein Erbe ist, das im Kommen bleibt und nicht mit seinem Vergangensein identisch ist, wird der Gedanke des Gespenstischen von der Autorin abschließend sowohl für ein Denken der Zukunft als auch für politische Überlegungen fruchtbar gemacht: Die Erfahrung des Gespenstischen ruft nicht nur eine Zukunft ins Kommen, die nicht kalkulierbar und nicht präsentierbar, sondern eben im Kommen ist; sie verpflichtet auch das Politische auf den Gedanken eines Zusammenlebens in Ungleichzeitigkeit, in welchem denen, die nicht präsent und nicht präsentierbar sind, etwa den Toten aber auch den Kommenden, ein Raum offen gehalten wird.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass die Masterarbeit den üblichen Rahmen einer solchen Arbeit sprengt und höchstes reflexives Niveau aufweist. Sowohl das Thema Apokalypse als auch eine Hinführung zu Derrida wird auf hervorragende Weise geboten. Es wäre schön, wenn die in der Arbeit entwickelten Gedanken in Form einer Dissertation weiterentwickelt werden könnten.

A handwritten signature in black ink, appearing to read 'Kurt Appel'. The script is cursive and somewhat stylized, with the first letter 'K' being particularly large and prominent.

Univ.-Prof. DDr. Kurt Appel